

Brief einer ehem. Studentin 1977

Berlin, am 14.12.1977

Liebe Frau Doktor R!

Schon vor mehreren Monaten wollte ich mich nach bestandenen Prüfungen und durchstandener Abschlußfeier bei Ihnen einfinden. Doch immer wieder erschien es mir unpassend nach all dem Ärger mit mir, mit ein paar Blumen vor der Tür zu stehen und „Danke“ zu sagen. Das möchte ich nun heute auf diesem Wege tun und Ihnen gleichzeitig einiges aus meiner bisherigen „Berufspraxis“ erzählen.

In der Zeit der Sommerferien 1977 begann meine Entscheidung schon wieder zu wanken, aber dann gab es ja keine andere Möglichkeit mehr. Der Anfang war hart, ich habe nicht geglaubt, daß ich einmal alles schaffen würde. Und noch heute vergesse ich immer wieder etwas, verliere dann fast die Nerven und erledige alles in Tagen, wofür andere Wochen verwendet haben (Diese Art zu arbeiten ist ja leider auch Ihnen an mir bekannt). So nach und nach habe ich mich in das Lehrerkollektiv ganz gut eingelebt und dabei [...] an Professor Ss. Worte an der Abschlußfeier denken müssen, ich solle mir doch mal was sagen lassen, es wäre doch oft besser für mich. Mit der Zeit habe ich auch gemerkt, daß der sogenannte „Drill“ nur eine gesunde Portion an Ordnung ist, die einfach nötig ist, um arbeiten zu können. Der Unterschied zu Schulen in Friedrichshain ist wohltuend, manchmal aber auch anstrengend, denn hier wird vertreten, was nur irgendwie möglich ist und so arbeiten zwei Drittel ständig für das dritte Drittel mit. Bis jetzt war ich nur ein Mal drei Tage krank, es geht Gott sei Dank ganz gut.

Mit meiner 5. Klasse gibt es, wie überhaupt mit den Kindern, keine Schwierigkeiten. Zuerst fiel mir die Einstellung auf die Kleinen sehr schwer. (und noch heute gehe ich am liebsten in die 9. und 10. Klassen). Ich habe mich immer gewundert und natürlich geärgert, daß die Kinder keine Deutsch-Hausaufgaben hatten, bis ich mitbekommen habe, daß das an mir liegt. Ich hatte, wie aus den 7. bis 10. Klassen im Praktikum gewöhnt, am Ende der Stunde nur immer kurz angesagt: S., Nr. usw. So gab es hundert Kleinigkeiten, an die ich mich gewöhnen mußte, aber das wird wohl am Anfang immer so sein.

Die meisten meiner früheren Befürchtungen haben sich nicht bewahrheitet, und doch denke ich manchmal daran, daß ich heute vielleicht in der „39“ sitzen könnte. Eigentlich ist mir auch klar, daß ich mein Rentenalter nicht in der Schule erreichen will, zu oft fehlt mir doch das, worüber ich an der Uni oft geschimpft habe – das „Nachdenken – Müssen“. Ein bißchen habe ich dann immer die Hoffnung (und wenn es mal ganz schlimm ist, den Trost), daß es doch irgendwann noch einmal die Möglichkeit gibt, an das „so schreckliche GI“ zurückzukehren. Die Zeit an der Schule begreife ich auch noch mehr als Lehrzeit vor etwas anderem, wovon ich allerdings noch keine ganz genaue Vorstellung habe. Zu gern hätte ich wieder begonnen, Französisch zu lernen aber die Zeit läuft schon so davon. Sie fehlt mir vor allem für meine Kinder, da ich, bedingt durch die Fremdsprache, meist bis spät in den Nachmittag Unterricht habe. Hinzu kommen die Besprechungen usw..... Diese Zeit könnte man so gut nutzen, um die Kinder kennenzulernen.

Als erste Amtshandlung habe ich nach einer Woche Unterricht den Deutsch-Methodik-Hefter weggeworfen. Pädagogik, Erziehungstheorie usw. folgten. Dann habe ich meine Diplomarbeit nochmal gelesen und Stunden damit verbracht, mir bessere Versionen für einige Abschnitte zu überlegen, das ging dann den gleichen Weg wie die Hefter.

In Gesprächen mit Kollegen wird mir immer wieder klar, daß sie sich ganz anders sehen als ich. Ich frage mich noch, ob es mein Lebensinhalt sein soll (und ein Drittel ist ja nun mal mindestens Arbeit, als Lehrer sowieso mehr), Striche und Kreuze in Aufsatzhefte zu machen und das „th“ immer und immer wieder zu üben. Das geht mir jetzt schon auf die Nerven, nur die immer wieder „neuen“ Kinder erhalten dann die Freude und den Mut. Für die meisten Kollegen existiert für die kommenden 20 bis 30 Jahre keine andere Möglichkeit, für sie besteht nur noch die Frage, ob sie Deutsch in der 6. oder 8. Klasse, in „a“ oder „b“ geben u. ä. An diesen Gedanken kann (und will) ich mich nicht gewöhnen, macht mir jetzt der Beruf auch viel Freude. Vielleicht ist es auch nur die Angst, daß einmal etwas endgültig und für immer sein soll, und es gibt sich mit den Jahren.

Trotz einiger methodischer Schnitzer war auch Frau S., die strenge Fachberaterin für Deutsch in Treptow zufrieden; sie hat mir bescheinigt, ich hätte wohl den für mich idealen Beruf ergriffen.

So, nun habe ich aber genug von mir erzählt. Wie Sie an meiner Adresse sehen, wohne ich immer noch in meiner Studentenbude in Ostkreuz, wenn auch jetzt nicht mehr „standesgemäß“, und auch sonst geht es mir gut.

Ihnen und Ihrer Familie wünsche ich ein schönes Weihnachtsfest (ohne Wohnungsumbau?) und hoffe, vielleicht einmal ein paar Zeilen von Ihnen zu bekommen. Auch die Doktorarbeit würde mich sehr interessieren!!!

Ich möchte diesen Brief nicht beenden, ohne Ihnen noch einmal zu danken. Erst heute kann ich ermessen, was Ihre Haltung bedeutet hat für mich.

Mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen verbleibe ich für heute Ihre E. L.

Bitte übermitteln Sie Herrn Prof. S. herzliche Grüße, vielleicht erinnert er sich noch an mich.
Ihre E. L.